

(Nachdruck verboten.)

111

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Hannes mußte heut' noch lachen: wenn der Reisende ihn nicht zum Narren gehalten, dann hatte das Seps den Reisenden aber gehörig zum Narren gehabt. Die und in ein Kloster! Eher kommen Berg und Thal zusammen, und Ostern und Pfingsten fallen auf einen Tag. Wer schwarz ist geboren, an dem ist alles waschen verloren. Ja, das Seps! Unwillkürlich wischte sich Müllerhannes mit der Hand über die Lippen, das war eine Staate*) gewesen! So heiß hatte ihn nie eine andre umgefaßt, Kohdonner! Die war ein feiner Schatz gewesen — aber als Frau? Und wenn sie noch zehnmal reicher gewesen, als die Tina, ne, heiraten hätte er die doch nicht mögen, die wär' unbequem!

Und von einem seltenen, fast mitteilidig zärtlichem Gefühl bewegt, rief er:

„Tina, Tina, komm ehs her!“

Als die Frau gleich gelaufen kam, ihn verwundert ansah, ob des liebenden Tones, und ein wenig schen zugleich, zog er sie zu sich, nahm ihr schmales Gesicht in seine breite Hand und küßte es ab. Aus einem kleinen Quell kann man auch seinen Durst löschen.

Gehorsam hielt sie still, aber in ihre Wangen schlug keine Flamme, in ihre Augen kam kein Strahlen.

Da fühlte er, daß er doch noch durstig blieb.

In der ganzen Gegend, rund herum, schwanken sie viel über den Müllerhannes. Seit dem Thalerregen von dazumal war er der populärste Mann. Aber er hatte auch seine Feinde. War es nicht Sünde, das schöne Geld auf die Gasse zu schmeißen, daß Unmündige und Langerer es auflasen und verthäten? Ihrer etliche hatten sich bei der Jagd um die Thaler Beulen gestoßen und Schrammen gerissen; und noch waren Mütter von Kindern, die nichts erhascht, verfeindet mit Müttern von Kindern, die ja was erhascht.

„Mer siehst et ja, so ebbes bringt kein Segen,“ sprach Laufeld im Gemeinderat. „Wann ich den Herr Bürgermeister thät sein, ich thäten den“ — damit wies er mit dem Daumen über die Schulter, ungefähr in die Richtung von Maarfelden und dann spuckte er aus — „ich thäten den unter Kuratel stellen.“

Dies Wort wurde bekannt. Manche wollten sogar gehört haben, daß der Laufeld gesagt: „Den kommt sonst zu bald auf den Hund!“

Auch dem Alten, dem Mühlen-Matthes kam dergleichen zu Ohren. Da hatte er eine schlaflose Nacht und geriet mit seiner Alten aneinander.

Die weinte viel: Wer hatte denn den Hannes so erzogen, so aus dem Vollen, daß er's gewöhnt ward, he? Sie gewiß nicht, sie stammte aus bescheidenem Hause; ihr Vater selig hatte gearbeitet wie ein Pferd und um ein paar Heller sich die Hände zerschunden. Nein, von ihr hatte der Hannes die Verschwenderei nicht, gewiß und wahrhaftig nicht! Sie hob die Hände mit Betern und schwor sich hoch und teuer.

„Galt Dei Maul,“ sagte der Matthes, aber dann sagte er weiter nichts mehr; er fühlte sich getroffen. Wenn er ehrlich war, mußte er sich's eingestehen: Nein, von der Mutter hatte der Hannes das Großthun nicht — Weiber sind meist genau — eher von ihm. Aber — und damit richtete er sich aus seiner Zusammengefunkenheit auf — aber war er denn nicht auch der Matthes gewesen, der Sohn, der Enkel aus behäbigem Müllergeschlecht? Sein Vater hatte auf der Mühle geessen, der Großvater, wohl gar schon der Urgroßvater! Als die Eifel noch wüst war und leer, Maarfelden, das Dorf, nur drei, vier armselige Hütten, hatten sie schon regiert. Ein jeder hatte sie gekannt, ein jeder gegrüßt; die letzte des Grafengeschlechts, das Fräulein auf der Burg zu Manderscheid, war nicht mehr angesehen. Was Wunder, daß man weiß, wer man ist. Aber freilich, der Hannes — der Alte rieb sich die Nase und kratzte sich hinterm Ohr — der trieb's doch zu arg — Thaler regnen lassen zu Manderscheid, das darf nur der liebe Gott! Ob er

einmal mit dem Herrn Noldes sprach? Ei was, nein, nein — da empörte sich doch sein Stolz — dem armen Schlucker den Hannes ins Maul geben?!

Er trug es seiner Schmutz noch heut' heimlich nach, daß die einmal beim Pfarrer geklagt; das Engeltche hatte es seiner Frau verraten. Nein, nur nicht was unter die Leute bringen!

Der alte Mann wurde rot und biß die Zähne aufeinander, und dann ballte er die Hände: die Schmattermäuler! Daß er denen nur die Schmutz stopfen könnte!

Aber, als er so dasaß am Morgen und Stunden vergrübelte, beschlich ihn doch eine Ahnung, daß es kein Segen sei um das von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Gut. Nicht eigner Schweiß klebt daran und nicht eigne Mühsal. Der Hannes würde gewiß nicht so mit dem Geld schmeißen, wenn er's selber verdient hätte, Pfennig nach Pfennig! —

Run, am End' war ja noch nicht alles verloren, der Hannes wohl schlimm, wahrhaftig ein guter Jung, der ließ sich noch weisen.

Und der alte Mann entschloß sich, ernsthaft mit dem Sohn zu reden.

VIII.

Lange war Mühlen-Matthes nicht auf der Mühle gewesen. Er ging nicht gern hin, es grämte ihn immer, wenn er das Dach sah, das er einst so schön mit Schiefeln gedeckt und das jetzt an schadhafte Stellen mit Stroh ausgefüllt war. Das hätte der Hannes nicht thun sollen, das machte, gleich von der Straße her, keinen guten Eindruck.

Heut' schien die Sonne recht freundlich auf das schiefige Dach — hämisch dünkte den Matthes ihr Lachen. Den ganzen Weg war er langsam gegangen, langsam zum Dorf hinaus, langsam am Maar entlang, langsam beim Fußfällchen*) vorbei, nun, je näher er kam, desto langsamer war sein Schritt geworden. Zwei Lasten lagen auf ihm: das Alter und — die zweite mußte er nicht zu nennen, aber sie war gleich schwer. Sein Rücken, der früher so grad — allzuviel Säcke hatte Mühlen-Matthes auch nicht auf den Buckel genommen — war jetzt gebückt, gerundet, wie die Schale einer Schildkröte. Grau hing ihm die Franze eines spärlichen Bartes um die Wangen, und seine Hand rührte sich auf den Knotenstock. So beschwerlich war ihm der Weg noch nie geworden; 's war doch schon Spätherbst, in vierzehn Tagen ritt St. Martinus ins Land, aber die Sonne siach heut' noch einmal verwünscht heiß. Sie prallte auf die Felsen der Straßenecke, daß aus Ritzen und Spältchen, all überall graue Eidechsen schlüpfen und Schlangelchen, und sich, ehe es Winter ward, noch einmal sonnten.

Ein paar übriggebliebene, lästige Drummer furrten. Alle paar Schritt blieb der Alte stehen und küstete die Mütze mit dem Glanzlederschild und wischte sich den Schweiß ab, dabei fror ihn doch, obgleich er sein Sonntagszeug an hatte, den dicken, blauen Tuchrock und das halbseidne Catenez um den Hals.

Ah ja, die Sorgen! Wenn der Hannes nun Dummheiten gemacht — die Leute sprachen von Schulden! „Johannijusep!“ Keuchend stand der alte Mann still, ihm ging der Odem aus.

Vom Rosenkopf her wehte ein Lüftchen, aber das drang nicht bis auf den Grund des Thales; hier war's stidig in der eingesperren Blut der Herbstsonne. Nichts rührte sich, die Blätter des Buschwerks, das Reifnächte schon bunt gefärbt, standen unbeweglich an den Höhen, leuchtend wie rotes Gold gegen den lichtblauen Aether. Oben auf dem Rücken des einen Berges ging ein Gespann, wie Spielzeug erschienen Krühe und Pflug auf dem Felsgrat. Der Lenker in weißen Sandärmeln trat jetzt an den Rand und schrie etwas hinab in die Schlucht.

Matthes stutzte — galt das ihm?

Jetzt hob der da oben die Peitsche und wies eifrig zum Ausgang des Thals.

Gah — der Alte reckte den Hals neugierig — da kam eine Fuhr, neues Korn gewiß, und wollte zur Mühle.

Mit Gott und Gahr und Knallen und Schimpfen trieb der Fuhrmann im blauen Leinenittel die starken Pferde an; zwei dicht am Wagen und noch eins als Vorspann vorneweg. Guh! mußte das eine schwere Fracht sein! Mühsam ziehend,

*) Städtliche.

*) Heiligenbild.

trotzeten die Gänse näher, ein weißes Blandach war gewölbt über den Leiterwagen gespannt, Stroh und Heu quollen an den Seiten heraus. Da waren keine Säcke darin; wohlverpackt stand im Stroh eine hohe Holzkrufe.

„Was war denn das? Und für wen?“

„Brr!“ Der Frachtfuhrmann hielt vor der Mühle. Neugierig stellte sich Matthes dazu — wollte der zum Hannes? Der Fuhrmann zog einen Frachtbrief heraus und buchstabierte laut:

„Herrn Johannes Kirchweiler, Müller zu Maarfelden in der Gifel.“

„Was? Wirklich für den Hannes? Verblüfft riß der Alte die Augen auf.“

„En schwer Fracht,“ brummte der Fuhrmann. „Von Trier bis heihin, in einer Tur erauf un erunter. Dreimal sein ich stehen geblieben, die Pferd han gezogen un gezogen — Gott tröst, net rühr an! — dreimal han ich Vorspann gehn holen müssen. Dat kost en Heidengeld!“

„Wat is dann driin?“ fragte der Matthes ganz leise und blähte auf die Kieselkrufe. Er konnte auf einmal nicht laut sprechen, eine plötzliche Beklemmung drückte ihm die Kehle zu. „Sagt, wat is ne dann?“

„D — lau ebbes Feines: ein Fortepiano.“

„En Forte — Forte — pino?“

„Ja, ihu en Drahtkommod, e Klavierche, für dideldum drauf zu machen!“

Mit leeren Blicken sah der alte Mann drein. Und dann überkam ihn plötzlich die Wut: „Was, der Hannes schaffte sich ein Drahtkommod an, jetzt, wo die Leute sagten, daß er Schulden hätte, jetzt, wo ers Dach nicht mal ordentlich ausflicken ließ? So ein dumm Dingen kaufte er?!“

„Dat kost' ebbes,“ sagte er vor sich hin, und dann noch einmal „dat kost ebbes.“

Sein schlafes Altännergeßicht mit den vielen Schrungheln blies sich auf einmal wieder auf und wurde straff. „Dat leiden ich net,“ schrie er den Fuhrmann an. „Holt dat Fortepino mir als wieder retur. Det kömmt net heihin!“

Der im Mittel studierte abermals den Frachtchein, knallte dann ein paar mal derb mit der Peitsche und lachte.

„Wat geht et Euch an, Ihr komischen Kerl, — he, holla, Wirtschaft!“

Nun that sich die Thür der Mühle auf, Frau Tina trat auf die Schwelle:

„Josmaria!“ Fast Klang's wie ein Angstschrei, als sie die Kieselkrufe sah. Vor hellen Schrecken vergaß sie ganz, den Schwiegervater zu begrüßen.

Der Alte packte sie am Arm.

„Wat es dat?“ raunte er ihr zu, „wat — wat hat den Hannes als wieder —“

Er sprach nicht aus; die Stiege trachte, auf der obersten Stufe erschien der Hannes, gerade wie er aus dem Bett in der Giebestube gekrochen, nur die grünen gestickten Pantoffeln hatte er angethan. Vergnügt rief er nach unten:

„D lau, is et eweil angekommen, dat Klavierche! Dat is schön! Tina! Michel! Manes! Macht! Ich kommen eweil selber — tutswil!“

Was, der hatte jetzt noch im Bett gelegen, jetzt am helllichten Tag, wo es bald Mittag läuten würde?! Wieder packte der Alte krampfhaft den Arm der Schwiegertochter:

„Is — is denn Hannes unpaß?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ueber Trinkwasser-Reinigung.

Für die öffentliche Gesundheitspflege spielt die Beschaffenheit des Trinkwassers eine große Rolle; da ist es denn erfreulich, daß die moderne Elektrotechnik, die auf so manchen Gebieten Verbesserungen und Erleichterungen gebracht hat, auch für die Reinigung von Trinkwasser vorteilhaft Anwendung finden kann. Es hat sich nämlich gezeigt, daß Ozon auf die das Wasser verunreinigenden organischen Substanzen einen großen Einfluß auszuüben vermag. Diese Erscheinung hat zur Anlage von Ozon-Wasserwerken geführt. Nachdem man zunächst in Martinisfeld eine Versuchsanlage errichtet hatte, wurde in Wiesbaden-Schierstein das erste Ozon-Wasserwerk errichtet, dem jetzt in Paderborn das zweite gefolgt ist.

Ein Ozon-Wasserwerk arbeitet nach folgendem Princip: Das meist aus einem fließenden Gewässer entnommene, Wasser wird mittels Pumpen auf ein Rohwasserbassin gehoben, von wo man es durch Schnellfilter in ein zweites Bassin treten läßt. Beim Durch-

gang durch die Schnellfilter wird das meist fast verunreinigte Wasser von den größten Beimischungen, wie toten Fischen, Pflanzenresten usw. befreit, während eine wesentliche Entfernung von Bakterien auf diese Weise nicht in Frage kommt. Aus dem zweiten Bassin gelangt dieses so vorbereitete Wasser in den Sterilisations-turm. Hier handelt es sich darum, das von oben herabfallende Wasser möglichst fein zu verteilen und es mit ozonierter Luft in innige Berührung zu bringen. Diesen Effekt erreicht man durch die Anwendung des namentlich in der chemischen Industrie weitverbreiteten Strubber-Systems, das darin besteht, daß man das Wasser mit Hilfe von Brausen oben in den sogenannten Turm einführt und es dann als fein verteilten Regen herabfallen läßt. Der größte Teil des Turmes, worunter eine Säule von geeigneten Dimensionen zu verstehen ist, enthält eine dicke Schicht aus groben Kieseln. Der auf diese Kieselkrufe herabrieselnde Wasserregen wird also ungemein fein verteilt und muß sich daher in allen feinen Teilen mit einem von unten aufsteigenden Luftstrom innig berühren. Zu diesem Zweck ruht die Kieselkrufe auf einem Roß aus verzinktem Eisenblech. Mittels Rohrleitung wird nun ozonierete Luft unter diesen Roß geführt; nach ihrem Austritt steigt sie, ihren Weg durch die Kieselkrufe nehmend, empor und mischt sich naturgemäß ausgiebig mit den herabfallenden feinen Wassertheilchen. Während aus so gereinigtes Wasser unter dem Sterilisations-turm in Sammelbehältern abfließt, wird die Ozonluft oben vom Turm mit einer Rohrleitung wieder zu dem Ozonapparat zurückgeführt. Damit kein Entweichen der zugeführten Ozonluft, außer durch die erwähnte Rohrleitung aus oberen Teil des Turmes, stattfinden kann, ist das Bassin für das gereinigte Wasser mit Wasserberührung versehen.

Von größter Wichtigkeit für ein derartiges Ozon-Wasserwerk ist natürlich die Anlage zur Ozonerzeugung. Das Verdienst, zuerst eine Ozonisationsvorrichtung konstruiert zu haben, gebührt Werner Siemens, der schon im Jahre 1857 in einer Röhre den Sauerstoff der zugeführten Luft durch die Behandlung mit Elektrizität in Ozon umwandelte. Die jetzt gebauten Ozonisationsapparate arbeiten im Princip in folgender Weise: In einem geeignet geformten Gefäß werden zwei sich mit geringem Abstand gegenüberstehende Glasplatten an einer Hochspannungsleitung so angeschlossen, daß sie mit entgegengesetzter Elektrizität geladen werden. Die Ladung findet dann dadurch einen teilweisen Ausgleich, daß die Elektrizität durch die zwischen beiden Glasplatten befindliche Luft hindurchgeht. Dadurch wird nun ein großer Teil des Sauerstoffes der eingeschlossenen Luft in Ozon übergeführt, der dann zur Reinigung des Trinkwassers von Bakterien usw. Verwendung finden kann.

Zum Betriebe eines Ozonwasserwerkes gehört eine genügend große Ozonisationsanlage, die z. B. in Schierstein aus 48 Apparaten besteht, die in einem besonderen Raum so untergebracht sind, daß man zwei selbständige Hälften zu je 24 Ozonierungsstäben hat. Zwei Hauptrohrleitungen dienen zur Zuführung der erforderlichen frischen Luft, sowie zur Ableitung des gewonnenen Ozons. Die im Betriebe befindlichen Ozonstäben sind Siemens'sche Metallröhrenapparate, deren eine Entladungsfäche während der Arbeit durch zirkulierendes Wasser kühl gehalten wird. Ein derartiger, in einem ungeheizten Kasten untergebrachter Röhren-Ozonapparat hat in der Mitte einen Behälter, in dem acht Ozonröhren angeordnet sind. Jeder Kasten hat oben und unten einen Aufsatz. Diese oben und unten an dem eigentlichen Ozonapparat vorgesehenen Aufsätze dienen einerseits als Bassin für die zuzuführende Luft und das fortzuleitende Ozon, andererseits als Mittel, um den einen Hochspannungspol gegen Berührungen zu schützen. Die Kästen sind mit drehbaren Spiegelglas-scheiben versehen, die den Zweck haben, das beim gewöhnlichen Arbeiten der Ozonapparate charakteristische blaue Leuchten der sogenannten stillen elektrischen Entladung erkennen zu lassen. Damit die Beobachtung dieser blau leuchtenden Entladung und damit die Kontrolle des Betriebes erleichtert wird, ist der Ozonapparat gewöhnlich sehr dunkel gehalten. Das gute Funktionieren der Ozonapparate ist durch eine Reihe von technischen Maßregeln gesichert.

Wie bereits erwähnt, wird die von den Ozonapparaten zu den Sterilisationstürmen geschickte Luft, nachdem sie ihre keimtötende Wirkung an dem zu reinigenden Wasser vollbracht hat, wieder in die Ozonanlage zurückgeleitet; auf diesem Kreislaufe wird aber mit Hilfe einer Feischluft-Saugleitung Ersatz für den verbrauchten Sauerstoff zugeführt.

Die Anlage zu Schierstein ist so eingerichtet, daß sie bis 250 Kubikmeter Wasser pro Stunde liefern kann, was aber nur während einiger Sommermonate erforderlich ist. Da normal nur 125 Kubikmeter pro Stunde benötigt werden, so ist die Anlage so bemessen, daß jede der beiden Hälften diese Menge zu liefern vermag. Die im Paderborn in Betrieb genommene Anlage zur Ozon-Wasserreinigung ist vorläufig auf 40 Kubikmeter Wasser pro Stunde eingerichtet.

Abgesehen von den mit der Ozon-Wasserreinigung verknüpften geringen Kosten, hat diese Methode den Vorteil, daß sie in gesundheitlicher Hinsicht durchaus einwandfreies Trinkwasser liefert. Die von wissenschaftlichen Autoritäten vorgenommenen Untersuchungen des mit Ozon gereinigten Wassers werden wie folgt zusammengefaßt: Wenn Ozonluft von geeigneter Ozonzkonzentration in richtiger Menge in Siemens'schen Sterilisationstürmen mit Grobrieselfüllung mit Wasser in Berührung gebracht wird, das pathogene (z. B. Cholera, Typhus, Ruhr) und nicht pathogene Keime enthält, so werden die pathogenen Bakterien alle und die nicht pathogenen, harmlosen Wasserbakterien bis auf einige sporenbildende abgetötet.

Gegenüber der alten Methode der Wasserreinigung mittels Sandfilter hat die Ozonmethode neben dem Vorteil geringen Raumbedarfs die Ueberlegenheit, daß nicht die Bakterien im allgemeinen

*) Sofort.

vermindert, sondern daß sie in der eben erwähnten Weise beieitigt werden, wobei noch die große Ueberschäßlichkeit und leichte Kontrolle des Betriebes eines Ozon-Wasserreinigungswerkes gebührend zu berücksichtigen ist.

Dürfte so für die moderne Wasserreinigung die Ozonmethode in Zukunft eine große Bedeutung erlangen, so verdient daneben noch ein anderer technischer Fortschritt, der die schnelle Sterilisation unreinigten Wassers mit einem leicht transportablen Apparat betrifft, an dieser Stelle eine kurze Würdigung. Bekanntlich bietet die Beschaffung einwandsfreier Trinkwassers bei Manövern, sowie auch bei Expeditionen oft große Schwierigkeiten. Um hier Wandel zu schaffen, hat das preussische Kriegsministerium jetzt fahrbare Trinkwasserbereiter anfertigen lassen und in Benutzung genommen. Ein solcher Wagen mit einem Apparat zur Sterilisation von 400 Liter Wasser pro Stunde wiegt knapp 1300 Kilo.

Zu einem derartigen fahrbaren Trinkwasserbereiter wird die Sterilisation in folgender Weise vorgenommen: Mittels einer am Wagen vorgesehenen Pumpe wird das zu reinigende Wasser in die äusseren Siederöhre des heizbaren Stessels befördert. Die Heizungsanlage eines solchen Apparates ist so beschaffen, daß das Wasser mindestens eine Minute einer Temperatur von 110 Grad Celsius ausgesetzt ist, was durch ein Thermometer ständig kontrolliert werden kann. Mittels einer zweiten Pumpe wird durch angebrachte Rohre Kältewasser gepumpt. Im Innern dieser Rohre sind die Rohrleitungen zur Abkühlung des sterilisierten Wassers vorgesehen. Hat das gereinigte Wasser die gekühlten Rohre durchlaufen, so gelangt es in einen vereinigten Lüftungs- und Filterapparat, woselbst es mit Luft, die durch ein sterilisierendes Wattefilter tritt, vermischt wird. Diese Zuführung von Luft hat den Zweck, den dem Wasser durch das Wachsen verliesenen unangenehmen und faden Geschmack zu nehmen. Das so behandelte Wasser muß nun noch ein Kohlefilter passieren, ehe es trinkbereit in ein Sammelgefäß abläuft.

Dieser transportable Trinkwasserbereiter ist darum eine ganz besonders gute technische Leistung, weil das Wasser, trotzdem es, wie erwähnt, bis auf 110 Grad erhitzt wird, durch die gewählten einfachen und zweckmäßigen Kühleinrichtungen im ungenühten Fall den Reinigungsapparat mit fünf Grad über der Eintrittstemperatur verläßt.

Um die Abtötung aller Krankheitskeime auch sicher zu erreichen, ist Vorsorge getroffen, daß man vor Beginn der Trinkwasserbereitung alle während dieser Arbeit vom Wasser bespülten Teile mittels strömenden Dampfes sterilisieren kann. Bei vorgenommener Reinigung hat man die normale Leistung von 400 Liter Trinkwasser pro Stunde bis zu 200 Liter überschritten und dennoch eine gründliche Sterilisation erreicht. Trotzdem das zu reinigende Wasser bei verschiedenen Versuchen vorher mit Cholera-, Typhus- und Ruhrbazillen künstlich stark infiziert worden war, zeigte sich das dem Trinkwasserbereiter entnommene Wasser als durchaus steril.

Solche fahrbaren Trinkwasserbereiter dürften daher auch zur Beschaffung einwandfreien Wassers beim Auftreten epidemischer Krankheiten im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege zweckmäßige Verwendung finden. —

P. M. Grömpe.

Kleines feuilleton.

Die Leichenschmause oder Leichentrunk sind im bairischen und württembergischen Franken noch immer stark im Schwunge. Dieselben arten, so lesen wir in den „Münchner Neuesten Nachrichten“, manchmal derart aus, daß in dem Trauerhause, wo vormittags der größte Jammer geherrscht, abends gesungen und — es ist schon dagewesen — auch getanzt wird. Was der Verbrauch bei einem Leichenschmaus nach der Beerdigung eines vermögenden Bauern kosten kann, möge ein Fall aus dem früher hällischen Orte Honshardt veranschaulichen. Es wurden beim Leichenschmaus im dortigen Wirtshaus „Zur Eide“ bezahlt für 508 Liter Wein zu 1 M. = 508 M., 5 Liter zu 1,20 M. = 6 M., 180 Pfund Emmen-thaler Käse 216 M., 90 Pfund Backfeintase zu 80 Pf. = 72 M., Cigarren 36 M., Bier 40 M., Essen für Auswärtige 88 M., Kaffee 30 M., zusammen 996 M., ferner im dortigen „hällischen Wirtshaus“ für 445 Liter Wein zu 1 M. = 445 M., Bier 10 M., Käse 190 M., Cigarren 36 M., zusammen 681 M. Das zu dem Schmause gelieferte Brot wird berechnet zu 300 M., die Leichentosten erster Klasse 260 M. Alles zusammen also 2237 M. —

Ein würdiges Amt war es, das durch folgende — der „Tägl. Rundschau“ von einem Leser aus einer älteren Quelle mitgeteilte — Verordnung eines Markgrafen von Schwedt vom Jahre 1695 eingerichtet wurde: „Nachdem durch die üble Gewohnheit, theils Leuthe zu Schwedt, wan Sie in die Kirche kommen, Inpradt daß Sie daselbst Singen, Bethen undt das heylige Wort Gottes anhören sollen, Sich dem Schlaffe sofortig ergeben, dabenebst auch högigt Egerlich das mancher selne Gunde mit in die Kirche lausen lassen dahero dan nettig befunden zur Abheffung dessen allen einen gewissen Kirckenwecker undt Gunde ausfager anzunehmen undt zu besellen, Worzu Sich der David Schultze gebrauchen zu lassen angeben. Nistt ich demnach gemeldet Schultze zum auffwoeder undt Hundeauszager bei den Kircken in Schwedt auff ein Jahr von dato anzurednen, Ordentlich angenommen, Undt bestellt, Undt zwar dergestalt undt also, daß derselbe Sobalt Sich der Gottesdienst daselbst anfähet, Er sich sofortig in der Kircken einzufinden schuldig seyn soll, Nemb die Schlaffenden Leuthe, es sey Unterm Gebeth, Singen Oder Predigt mit aller Behutsamkeit undt ohne Beschimpfung derselben, damit

nicht ein Gelächter undt Aergernus daraus entstehe, auffzuweden, welches dann mit Anlopfung an die Bänke mit einem Stock gesehen kan. Undt zwar da der Schlafende ihet Oder in der Gegend desselben, damit nicht zugleich ein Wachender undt Unschuldiger mitbeschämnet werde. Was die Hunde, welche in die Kirche kommen, betrifft, So müssen selbe, Sobalt Sie in die Kirche kommen, mit der Peißchen ausgejaget undt davon nicht verabschämnet werden, wohntegen demselben vor solche Bemühung Eine freye Zelle im Hospitahl, alle drey Jahr einen schwarzen Tuchenen Rod aus der Cämmerey undt alle Quartahl Achtzehn Groschen aus der Kircken zur Verlohnung gereicht werden sollen. Im übrigen, wen er sein Amt mit Fleiß verrichten wird, So soll Er nach Befinden ferner beibehalten Undt Ihm Gebührender Schutz geleistet werden.“ —

— Die Kultur des Fleischfelleriees. Obergärtner M. Siliwa schreibt in der „Nerthus“: Schon oft habe ich mich darüber gewundert, daß in so wenigen Laien-Gärten die Kultur des englischen Fleischfelleriees so wenig betrieben wird. In fast allen englischen Privatgärtnerieen wird der Fleischfellerie angebaut, sogar in den englischen Gemüse-Handelsgärtnerieen wird die Kultur des Fleischfelleriees für den Marktverkauf betrieben. Ich will in nachstehenden Zeilen einige kurze Winke zur Methode des Fleischens geben.

Die Anzahl der Pflanzen ist dieselbe, wie die der andern Selleriepflanzen, nur giebt es einige Sorten, welche sich besonders zum Fleischigen eignen: Manchester Red, Clarke's Red und Incomparable White; die letztere Sorte kann ich iheset seinen Geschnades und ihrer Zartheit halber ganz besonders empfehlen. Ein feuchter nachhafter Boden ist beim Auspflanzen ganz besonders zu bevorzugen. Ende Mai setzt man die möglichst kräftig erzogenen Fleischfelleriepflanzen aus, drei Reihen auf ein Beet, in Abständen von je 40—45 Centimeter. Die ganze Arbeit während des Sommers besteht in fleißigem Jäten, Hacken, sowie in regelmäßigem mächtigen Begießen. Bis Ende September muß der Sellerie so kräftig geworden sein, daß er gebleicht werden kann. In einem trockenen Tage werden die Blätter mit einem Raffiabastfaden leicht zusammengebunden. Nach dieser Verrichtung rülpst man über die zusammengebundene Pflanze ein Drainagerohr von etwa 10 Centimeter Durchmesser. Nach 14—20 Tagen ist der Sellerie gebleichen und genussreif. Ueber die Methode des Ueberwinterns der gebleichten Pflanzen ist die Meinung sehr geteilt; die einen schlagen eine Ueberwinterung im Freien vor, während die andern ein Einschlagen im Keller für vorteilhafter halten. Ich habe stets meinen Fleischfellerie im Freien überwintert und nie Schaden gehabt. Ich bedecke den Fleischfellerie mit einer starken Schicht Laub. Für nördliche, rauhere Gegenden ist insolge dessen auch ein Einschlagen im Keller der Freilandüberwinterung vorzuziehen; denn zweifellos verliert der Fleischfellerie durch die Umkellerung bedeutend an Geschmack. In den Herrschaftsgärtnerieen wird der Fleischfellerie in Gräben gepflanzt und so durch Anhäufeln der Erde gebleicht. Die Unmöglichkeit dieses Verfahrens ist jedenfalls auch der Grund, daß der Fleischfellerie so wenig von Privaten angebaut wird. Ueber die Zubereitung giebt jedes Kochbuch die nötige Anleitung. —

Theater.

Neues Theater. „Die Fliege.“ Schwank in drei Akten von Antony Mars. Deutsche Bearbeitung von Benno Jakobson. — Zwei Abende hintereinander Pariser Schwankpremierer! Dem „System Aubert“ im „Danten“ folgt unmittelbar die Marsche Kasse im Neuen Theater, wo eben erst der wadere Pastor Hansen unter dem Choralgeiang der Gemeinde den Sieg der wahren Frömmigkeit über alle Art von Lug und Trug verkündet hatte. Die windige Schwindlerbande des Schwanks wurde anscheinend von demselben Publikum mit ganz denselben Sympathien wie der Pastor aufgenommen. Im Rezept ist zwischen dem „System“ und der „Fliege“ natürlich kein Unterschied. Die Requisiten mit denen das Genre arbeitet, sind durch altherwürdige Tradition festgelegt, eine der sicheren Errungenschaften der Kultur, die den Wandel der kurzlebigen Menschengeschlechter überdauern. Aber wie viel flotter exekutiert Antony Mars seine Kunststücke als die Herren Roland und Morgand in dem pedantisch ausgetüffeltem „System“. Es giebt hier Stellen, bei denen man auch wirklich lachen kann. Zwei Ehepaare und zwei junge Leute führt der Theaterzettel an. Da junge Leute in allen Ständen dieses Genres berufsmäßig verheiratete Frauen zu verführen haben, wird es sich hier also um eine Doppelkrönung handeln. Der Wit besteht dann darin, daß jedes der gekrönten Häupter sich über seinen Leidensgefährten als den Dürsterten mit einigen mildeigenen Äpfelguden amüßert; der Cowp und Knalleffekt darin, daß einer von dem edlen Paar, die eigne Frau heim Lete-a-lete überlassend, sie in der Vermummung für seines Freundes Frau zu halten und, auf daß der andre nichts entdecke, sie galant zum Wagen zu geleiten hat. Die Schadenfreude, ein Hauptmotiv, auf das diese Possenart immer spekuliert, wird stimmungsvoll dadurch erhöht, daß dieser Andre ein Vicechef der Pariser Polizei mit dem bekannten Leitmotiv ist: denn ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht. Um das Vermögen amtlicher Allwissenheit dem Lieutenant seiner Frau handgreiflich zu betweisen, hat der Ahnungslose ihm einen seiner besten Spigel „die Fliege“ nachgeschickt, natürlich an demselben Tage, an dem das Stellbichem stattfindend soll. Diese Hege, in den Verkleidungen als Droschkentischer, Schaffner, General und Regier durchgeföhrt, treibt den Verwechslungswirrwarr auf die Spitze. Der Herr Chef aber setzt eine Trapezflinsterin in Bewegung, ein Abenteuer, das sehr drollig auf der Wache endigt. Auf einer ausgedehnten Dummel-

tour mit ihr in ein Montmartre-Kolal verschlagen, mußte er hören, wie man hier die hohe Polizei, die überall vorbeitappt, in Liebern freventlichen Sinnes verpöttelet. Mit dem Rute der Angewandtheit hat er laut protestiert, ist als Störenfried geprüffelt und von seinen eignen Schutzleuten arretiert worden. Zämmertlich zerlegt mit eingetriebenem Cylinder schleppt er sich nach Hause. Doch mit der neuen Wäsche und dem neuen Anzug kehrt auch das Gefühl der Größe sofort in seine Brust zurück, und heiter triumphierend nimmt er den Bericht der „Fliege“, der außer dem Namen der betreffenden Dame alle sonstigen Tageserlebnisse des Lieutenants getreulich rapportiert, entgegen.

Der Trubel wurde flott und temperamentvoll, so daß man nicht erst lange zur Besinnung kam, herunter gespielt. Das Besie war der Spindelbürre Blonde Lieutenant Joseph Giampietro. Der Stoffseufzer seiner Dame, als er beim Rendezvous zum erstenmal ohne Uniform erscheint: „Mein Gott, wenn man sie so in Civil erblickt“ weckte, wie man die ritterliche Gesiakt so vor sich sah, stürmische Heiterkeit. —

Medizinisches.

eu. Ueber die Plombierung von Knochen, die Professor von Mosetig in Wien gelegentlich der letzten Sitzung der Gesellschaft der Ärzte seinen Zuhörern an Röntgenbildern vorführte und beschrieb, bringen die „Medizinischen Blätter“ eine genauere Auseinandersetzung, die bei der Wichtigkeit des Gegenstandes Beachtung verdient. Bisher war es nur bei den Zähnen ein geradezu selbstverständliches Verfahren, daß eine durch einen krankhaften Vorgang entstandene Höhle mittels einer geeigneten Masse ausgefüllt und dadurch der Zahn gewissermaßen als Ganzes wiederhergestellt wurde. Professor v. Mosetig hat nun nachgewiesen, daß es für die Chirurgie in vielen Fällen von hohem Wert sein kann, eine gleiche Praxis bei Beschädigungen von Knochen anzuwenden. Auf diesem Gebiete ist das Mittel der Plombierung sogar noch viel wichtiger als auf dem der Zahnheilkunde. So sehr jetzt auch mit Recht auf die Bedeutung guter Zähne für das Allgemeinbefinden des Menschen hingewiesen wird, so sind die Folgen schadhafter Zähne doch wohl nicht zu vergleichen mit denen schadhafter Knochen. Der Knochenfraß und der Knochenbrand sind weitverbreitete und höchst gefährliche Leiden, die den davon Befallenen auf lange Zeit hinaus zu einem Invaliden machen und noch außerdem die größten Beschwerden, Schmerzen und Unannehmlichkeiten für den Kranken selbst wie für seine Umgebung mit sich führen. Die neue Behandlung dieser Krankheiten würde nun darin bestehen, daß nach der notwendigen Operation, die im Knochen entstandene Höhlung mit einer Plombe ausgefüllt wird, die aus Jodoform, Spermacet und Sesamol zusammengesetzt ist. Es bildet eine gelbe Masse, die bei gewöhnlicher Temperatur fest ist und sich erst bei etwa 50 Grad verflüssigt. Die wichtigste Folge für den Verlauf der Heilung liegt darin, daß durch die Ausfüllung des schadhafteu Knochen eine Eiterung der Wunde vermieden wird. Geradezu wunderbar günstig ist fernerhin der Umstand, daß die Plombe im Knochen mit der fortschreitenden Heilung allmählich aufgezehrt und durch gesunde Knochensubstanz ersetzt wird. Man kann nur bedauern, daß bei unrenn Zähnen nicht Ähnliches geschieht. Die Zahnplomben müssen leider auf möglichst große Dauer berechnet und immer schleunigst wieder ersetzt werden, wenn sie schadhast geworden sind. Die Knochenplombe ist von vornherein dazu bestimmt, mit der Zeit von selbst zu verschwinden und einer gesunden Neubildung des Knochen Platz zu machen. Für den Chirurgen braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß die Plombierung eines Knochen nur erfolgen kann, nachdem alle kranken Teile herausgemeißelt sind, wie es ja beim kranken Zahn ebenso der Fall sein muß. Fiebererscheinungen hat Professor v. Mosetig nach solchen Operationen, die er innerhalb dreier Jahre und an weit über hundert Fällen vorgenommen hat, fast niemals beobachtet. Die Zeit bis zur vollständigen Heilung ist verschieden. Ein Kranker mit schwerem Knochenbrand am Schenkel konnte schon nach drei Wochen als gefähig entlassen werden. Es hat auch dann noch eine vollständige Wiederherstellung erzielt werden können, wenn von einem Knochen schon alles bis auf eine dünne Rindenschale durch den krankhaften Vorgang zerstört worden war. —

Technisches.

e. Verwertung von Schwälgasen. Während in den Hüttenwerken die Abgase der Hochofen (Gichtgase) schon seit einiger Zeit mit guten Erfolgen für den Betrieb von Gasmotoren verwertet werden, ist erst in den letzten Jahren die zweedmähige Verwendung von Braunkohlen-Schwälgasen in Angriff genommen worden. Auf einer Grube bei Ludenwalde sind nun drei 120pferdige Gasmotoren für Schwälkohlengas in Betrieb. Zur Erzeugung des Schwälkohlengases dienen 40 Cylinder. Die durch die Verwendung dieses Gases mittels der Motoren gewonnene Arbeitskraft dient zur elektrischen Kraftübertragung mittels Drehstrom von 500 Volt und zur Erzeugung elektrischen Lichtes mittels Gleichstrom von 110 Volt Spannung. Die drei Schwälkohlengasmotoren arbeiten unter Verdrückung der Taifache, daß dies die ersten für die Verwendung dieses Gases gebauten Motoren sind, bis jetzt ohne wesentliche Betriebsstörungen zufriedenstellend. Die Gasmotoren sind den Dampfmaschinen in der Ausnutzung der Wärme der Brennmaterialien ganz

wesentlich überlegen und die noch größere Verbreitung derselben wird nur durch die hohen Herstellungskosten des Gases gehindert. Dieser Hinderungsgrund fällt jedoch bei dem Braunkohlen-Schwälkohlengas fort, denn die Kosten desselben betragen nur ca. 0,4 Pf. pro Kubikmeter. Das Schwälkohlengas wird bei der trockenen Destillation teerhaltiger Braunkohle zur Gewinnung von Teer, der dann in den Mineralölfabriken weiter zu Paraffin, Solaröl usw. verarbeitet wird, gewonnen. Die Vergasung erfolgt in von außen befeuerten, 7-8 Meter hohen Chamotte-Cylindern von ca. 1,5-1,8 Meter Durchmesser, in welchen um eine senkrecht stehende Achse ein gußeisernes Glockensystem angeordnet ist; aus letzterem oder der damit in Verbindung stehenden Vorlage werden die Gase abgesaugt. In einem ausgedehnten, im Freien aufgestellten Rohrsystem fließen dieselben Teer ab; die keinen Teer enthaltenden Gase werden dann entweder in die freie Luft abgelassen oder aber zur Mitbefeuernng der Schwälkohlengasmaschine benutzt. Die Gasausbeute aus 100 Hektoliter Schwälkohlengas beträgt 1200 Kubikmeter und durch die Verbrennung desselben unter den Cylindern werden rund 30 Hektoliter Feuerkraft erzielt. Rechnet man das Hektoliter Braunkohlengas zu 15 Pfennig, so entsprechen jene 1200 Kubikmeter Schwälkohlengas einem Preise von 4,5 Mark oder 38 Pfennig pro Kubikmeter. Nimmt man den Gasverbrauch der Motoren zu 1,5 Kubikmeter pro Pferdekraft und Stunde an, so kostet demnach die Pferdestärke pro Stunde an Schwälkohlengas rund 0,57 Pfennig; bei einer guten Compound-Dampfmaschine kostet aber die Pferdestärke pro Stunde rund 1 Pfennig. Der Betrieb eines Gasmotors mit Schwälkohlengas ist mithin beinahe um die Hälfte billiger als derjenige einer guten Dampfmaschine. Da ein Cylinder in 24 Stunden 30 Hektoliter Schwälkohlengas durchsetzt, so ergibt eine Batterie von 20 Cylindern pro Stunde eine Gasproduktion von 300 Kubikmeter Schwälkohlengas, welche für den Betrieb eines 200pferdigen Gasmotors genügen. Die günstigen Erfahrungen, die man mit dem Schwälkohlengas gemacht hat, dürften wesentlich dazu beitragen, daß man diesem Braunkohlengas und seiner rationellen Ausnutzung in nächster Zeit großes Interesse entgegenbringen wird. —

Notizen.

— „Kunsthandwerk“ betitelt sich eine neue illustrierte Wochenchrift für Kunst in Handwerk und Industrie, die vom Frühjahr ab im Verlag der Dokumente des modernen Kunstgewerbes erscheinen soll. Herausgeber ist Dr. Heinrich Pudor; der Preis des Einzelheftes ist auf 50 Pfennige angesetzt. —

— Ägyptische Zeitungen und Zeitschriften. Nach einer Statistik der ägyptischen Postverwaltung erscheinen im Nillande gegenwärtig 120 periodische Zeitschriften. Davon werden 87 in arabischer, die andren in englischer und französischer Sprache geschrieben. Unter den arabischen sind 30 politischen und kommerziellen, 2 humoristischen Inhalts, 17 Zeitschriften sind in der Bulgarsprache abgefaßt; 10 sind religiöse, 7 juristische, 5 medizinische, 2 landwirtschaftliche Zeitschriften. Außerdem erscheinen 2 Frauenblätter und 1 Zeitschrift für die Arbeiter. Die englischen und französischen Blätter sind politischen Charakters bis auf 4 oder 5 medizinische und juristische Fachorgane. —

— Im Deutschen Theater haben die Proben zu Max Dreyers „Das Thal des Lebens“ begonnen. Als zweitnächste Novität wird ausgangs Februar daselbst Schnitzlers Drama „Der Schleier der Beatrice“ gegeben werden. —

— „San Marcos Tochter“, ein neues Drama von Arthur Fitger, erlebt Ende dieses Monats im Neuen deutschen Theater zu Prag die Erstaufführung. —

— Die 6. Ausstellung der Seceffion „Zeichnende Künste“ wird am Sonntag geschlossen. —

— In München findet 1904 eine große Kunstgewerbe-Ausstellung statt. —

— Die Wiener Seceffion eröffnet dieser Tage ihre 16. Ausstellung, welche „die Entwicklung des Impressionismus in Malerei und Skulptur“ von Velasquez bis zur Gegenwart zeigen soll. —

e. Ein interessanter Münzensfund ist in Treseleouy, im französischen Departement Hautes-Alpes, gemacht worden. Ein Chauffeurwärter fand in einem kleinen gemauerten Verschlag zwei mit Staub und Schmutz bedeckte Vasen, in denen sich 525 gut erhaltene Goldstücke aus der Zeit des Augustus, des Tiberius und des Caracalla befanden. —

— In der schwedischen Stadt Gothenburg hat der Gemeinderat alle Schnapssteuern in eigne Regie genommen und Beamte ange stellt, die vor allem nur gute Marken verkaufen dürfen und überdies streng verpflichtet sind, jedem Individuum nur ein Glas Brantwein zu verabreichen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. Januar.